

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 32 (1961)

Heft: 10

Artikel: «337» zum Diktat : ein Abend im Direktionszimmer der Strafanstalt R., geschrieben zur Erinnerung an den verstorbenen zürcherischen Regierungsrat Emil Reich, den ehemaligen Direktor der Kant. Strafanstalt Regensdorf bei Zürich

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-807935>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Spiel folgen durften, ohne von den Nachbarn als Fremdkörper, als Nichtdazugehörige erkannt zu werden, dass sich unser suchender Geist zusammen mit jenem der Andern, der freien Menschen, frei mit der Verkündung des Dichters in jene Höhen erheben durfte, wo es keine Unterschiede, wo es keine Paragraphen und keine soziale Trennung mehr gibt, das war ein Erlebnis, das für manchen von uns eine Umwälzung bedeutet. Es stimmt also nicht, dass unsereins gezeichnet ist und als «Zuchthäusler» geächtet sei! Es stimmt also nicht, dass man uns kein Vertrauen mehr entgegenbringen kann und will! Denn ein grossartigerer Beweis des Vertrauens wäre ja gar nicht möglich! Siebenundzwanzig Mann, in Zivilkleidern, unauffällig, mitten in einer grossen Menschenmenge, wie leicht wäre es da gewesen, zu entweichen! Andererseits aber durften wir beweisen, dass wir des Vertrauens würdig sind. Wenn unser Direktor das Experiment gewagt hat, so hat er auch an unser Ehrgefühl appelliert — nicht umsonst! Alles ist reibungslos abgelaufen, keiner ist aus der Reihe getanzt, aber alle, ohne Ausnahme, sind tief beeindruckt in die Anstalt zurückgekehrt. Für den ganz kleinen Prozentsatz an ewigen Nörglern und Aufwieglern, die es leider in jeder Anstalt gibt, wird es jetzt aber immer schwerer, sich Gehör zu verschaffen. Gar zu oft schon hat die Leitung bewiesen, dass sie uns als Menschen betrachtet und *voll nimmt*. Doch nicht nur das: Jedem Aufruf der Leitung folgten auch immer positive Reaktionen von Menschen in der Freiheit. Ich denke dabei unter anderem auch an die öffentlichen Theateraufführungen durch Insassen in der Strafanstalt vom vergangenen Jahr. Oder an den immer gutbesuchten Weihnachtsverkauf! Und auch die Schlangenfängeraktion vom letzten Dezember steht in unauslöschlicher Erinnerung.

All diese Gelegenheiten, die immer die Unterstützung von wertvollen Menschen der freien Gesellschaft fanden, sind uns Beweis, dass wir zwar gerechterweise zu einer Strafe verurteilt worden sind, aber deshalb nicht geächtet und als wertlose Subjekte betrachtet werden.

Wir möchten daher nicht verfehlen, hier all jenen von Herzen zu danken, die uns immer wieder in unserm Kampf um innere Festigung und Umstellung und in unserm Suchen nach Kontakten mit der freien Welt fördern und helfen.

Es sollte dies aber auch ein Fingerzeig sein für eine gewisse *Sensationspresse*, die nur dann ins Horn stösst, wenn einmal etwas schief geht, von den positiven Leistungen menschlicher, verständnisvoller Anstaltsleiter jedoch keine Notiz nimmt. Diese Menschen zu unterstützen, das wäre eine edle Aufgabe für die seriöse Presse. Eine kraftvolle Hilfe käme allen Teilen zu gut und noch manchem Gestrauchelten könnte wieder auf die Beine geholfen werden — wobei man erst noch der Sensationsmacherei da und dort das Wasser abgraben dürfte!

Doch bleiben wir bei unserm letzten Anliegen. Unserm Direktor und seinen Mitarbeitern danken wir für den Mut, den sie bei dieser Gelegenheit aufgebracht haben. Denn derartige Experimente verlangen *Mut und Zivilcourage* bei den Verantwortlichen!

Der Komödie in Basel danken wir für ihr grosszügiges Entgegenkommen und für ihre Bereitschaft, bei dem Versuch mitzuhalten. Und den Schauspielern danken wir für ihre künstlerische Leistung, mit der sie uns, die wir Zeit zum Denken — und Nachdenken — haben, eine grosse Botschaft so eindringlich vermittelt haben.

W. G.

«337» zum Diktat

Ein Abend im Direktionszimmer der Strafanstalt R., geschrieben zur Erinnerung an den verstorbenen zürcherischen Regierungsrat Emil Reich, den ehemaligen Direktor der Kant. Strafanstalt Regensdorf bei Zürich.

«... ichume grad, Härr Diräkter», nach diesen Worten lege ich den Telefonhörer auf die Gabel, klemme den Stenoblock in die Unterschriftenmappe und greife mit einem Gefühl von Aerger und Belustigung zu einem dickleibigen Manuskript, einem losen Band von 220 Seiten engzeiliger Schreibmaschinenschrift, auf dessen Titelseite eine nicht eben winzige Zierschrift zu verstehen gibt, dass jetzt eine «astronomische Wende» angebrochen sei.

«Sache git's», bei Gott, so in einem Zuchthaus! Das erfährt man eigentlich erst hier so richtig an der Quelle, also bei der Korrespondenzerledigung beispielsweise.

Gab mir doch kürzlich der Direktor diesen Manuskript-Band eines schon langjährig Inhaftierten über eine angeblich bevorstehende astronomische Wende zum Lesen oder vielmehr zum Durchblättern, weil er, der Direktor, auch «nur ein Mensch» sei und nicht noch nach allem Aktenlesen sich in jedes geschriebene Wort seiner 350 Insassen vertiefen könne, besonders dann

nicht, wenn es sich um «Erfindungen» oder langatmige lyrische Blüten handle.

Auch ich bin ein Strafgefangener, trage einen graugrünen Bürolistenrock mit zuknöpfbarem Kragen und stecke in den üblichen braunen Hosen — das heisst, jetzt «stecke» ich nicht mehr drin, nein, das war einmal. Jetzt sitzen sie wie angegossen, weil ein Kamerad in der Schneiderei sie nach Mass angefertigt hat, «schwarz» natürlich, nachdem in der früheren Hose wohl zwei Personen meines Umfanges Platz gehabt hätten.

Nun verlasse ich «mein Büro», ein ehemaliges Bibliothekzimmer, das den sogenannten «Direktionskopisten» jeweils als Büro dient, und gehe den langen, teppichlosen Korridor hinunter, jenen Korridor, der immer ein wenig «spitälelet» und manchem Gefangenen das Herz ein wenig schneller schlagen lässt. Dann grüsse ich den vorbeigehenden Aufseher Müller, einen älteren, immer griesgrämig und misstrauisch dreinblickenden Angestellten, «en richtige Pfahl, vom vorige Jahrhundert no

her», wie mir der «Bürobutz» kürzlich im Gefangenenjargon erklärte, und klopfe schliesslich an die Direktionstür, warte ein wenig — während ich den Rock zurechtzupfe — und trete dann ein.

Na, da haben wir's! Ganz wie erwartet!

Der Direktor sitzt im Sessel hinter dem Schreibtisch, die unvermeidliche Brissago im Mund, und hört mit scheinbar überaus ernster Miene dem Redefluss eines Gefangenen zu. Eben höre ich noch, dass die Allgemeine Relativitätstheorie schon nicht mehr gültig sei, als mein Kamerad herumschnellt und seine vor Eifer glänzenden Augen auf mich richtet und sie dann zum Manuskript in meiner Hand wandern lässt — und schon bin ich mit Fragen bombardiert.

Ob ich seine Arbeit auch gelesen, ganz gelesen und begriffen hätte. — Doch nein, das könne ich ja gar nicht; wenn schon der Direktor der Sternwarte Zürich Mühe habe, sie zu verstehen, wie sollte ich, ein Laie, sie verstehen... Er werde mir jetzt aber ganz schnell — der Herr Direktor werde es schon erlauben, «gäle Sie Härr Diräkter» — nein, wirklich, nur ganz schnell, erklären, auf welchen Prinzipien denn eigentlich seine neue Weltraumtheorie aufgebaut sei...

Zwischen diesen hervorsprudelnden Sätzen höre ich ganz deutlich das Ticken der grossen Standuhr und sehe, obwohl mich gläubig-fanatische Augen festhalten, wie der Direktor Briefe unterschreibt und jetzt die Gefangenenkartei zu sich heranzieht. Ich höre Sätze über die Struktur des Weltalls, ohne den Sinn zu begreifen, dazwischen fast überdeutlich laut das Ticken der Uhr, das ich bei meiner ersten Eintritts-Audienz auch gehört habe.

Der Direktor vertieft sich jetzt in die Kartei. Ich bewundere ihn insgeheim: wo nimmt er nur diese Ruhe und Gelassenheit her? Er hat doch alles andere als einen ruhigen Beruf! Ja, wenn nur alle Anstaltsdirektoren diese Ruhe hätten! Dann wäre vieles anders und — wohl auch manches besser!

«Je ruhiger ein Vorgesetzter ist, desto ruhiger wird meist auch der Gefangene»,

diktierter mir einmal der Direktor. Und recht hat er. Und dann dieses Zuhörenkönnen und Zeithaben gerade auch für uns Gefangene, ist dies nicht schon eine Art Heiltherapie? Zum Teil ist es wohl auch eine Sache des Temperaments. Denn manchmal möchte man doch am liebsten aus der Haut fahren, wie zum Beispiel jetzt.

Denn schon stehe ich eine Viertelstunde da und bin noch zu keiner einzigen Äusserung gekommen, es reicht höchstens zu einem Kopfnicken, und schon geht der Kursus über Astronomie weiter, immer weiter... Er würde wol jetzt noch weiter gehen, wenn der Direktor mich jetzt nicht um die andere Unterschriftenmappe, die im Büro oben liegt, bäte. Ich verstehe sofort: er weiss genau, dass die Mappe leer ist, aber er will mir jetzt helfen, nein, nicht nur mir, er will auch dem lieben «Erfinder» helfen und ihm taktvoll zu verstehen geben, dass er und sein «Kopist» noch arbeiten müssen, auch wenn es Samstagabend sei und physikalisch-astronomische Probleme zur Debatte stehen. — Nicht jeder Direktor dürfte so taktvoll sein...

Nachdem wir endlich allein sind, atme ich doch ein wenig auf. «Was soll ich mit ihm nur machen», meint der Direktor zu mir, «er ist so in seine Arbeit vernarrt, dass er nichts anderes mehr sieht — nun, war-

ten wir noch ein wenig ab, im Grunde ist er dabei ja recht glücklich.»

Und nun diktiert mir der Direktor zwei schriftliche Weisungen betreffs Bewilligung einer Schreibmaschine über den Sonntag und anschliessend Briefe, darunter eine Mitteilung an einen Insassen des Inhalts, dass er von der Beschwerde über einem andern Insassen Kenntnis genommen habe, dass er aber nicht glauben könne, der Beschwerdeführer sei absichtlich verunglimpft worden, nein, das glaube er ganz und gar nicht. Schmunzelnd diktiert er diese Zeilen. Was war geschehen? Ein Insasse, der in der Bibliothek arbeitet, gab einem andern Insassen beim Bücherwechsel auch ein Buch von Hans Fallada mit dem offenbar sehr anzüglichen Titel: «Kleiner Mann, was nun?» Nichts als ein blosser Zufall!

Fatalerweise war nun aber der Empfänger des Buches nicht eben ein Riese, er war wirklich ein wenig klein gewachsen. Und allen Ernstes glaubt er jetzt, man wolle ihn wegen seiner Kleinheit auf die «Rolle schieben», und zornentbrannt schrieb er anderntags eine Beschwerde über diese «Schikaniererei» des Gefangenenbibliothekars, der ja schliesslich auch nur ein simpler Gefangener sei...

An wieviel Menschlichem, Allzumenschlichem kränkt man doch!

Und besonders hier, ein jeder von uns, heisse er nun wie er wolle und sei er nun Gefangener oder auch — Aufseher. Besonders langjährig Inhaftierte sind oft äusserst reizbar, nervös, schnell gekränkt und sehen Gespenster, wo keine sind. Man redet sich gerne ein, dieser oder jener habe «etwas» gegen einen, und wird leicht misstrauisch und argwöhnisch. Ja, dies kann so weit kommen, dass der andere dann infolge unseres unfreien Benehmens wirklich mit der Zeit «etwas» gegen uns hat. Ist es beispielsweise ein Aufseher, dann kann es zu einem Zusammenstoss kommen — und schon ist ein Rapport fällig. Von diesem Verfolgungswahn, wenn ich so sagen darf, sind aber nicht nur Insassen, sondern auch Strafvollzugsbeamte betroffen.

Hier im Direktionszimmer werden solche Zusammenstösse geschlichtet und die beiden Gegner zum Gespräch gebracht. Und oft sieht man dann, dass beide Teile einander eigentlich ganz gut verstehen. Aber eben: «Me muess halt rede mitenand!»

Besonders ein noch zu wenig erzieherisch ausgebildetes Personal, das im Gefangenen nur eine Nummer und einen Befehlsempfänger sieht, findet den Kontakt nicht immer. Man darf eben im Gefangenen nicht in erster Linie den Betrüger, Dieb, Veruntreuer usw. sehen, und erst dann — wenn überhaupt — den Menschen. Damit soll aber nicht etwa gesagt sein, dass eine Strafanstalt einem Sanatorium zu gleichen habe. Nein, gewiss nicht, aber sie soll auch nicht mehr einer Anstalt von anno dazumal gleichen!

Solche und ähnliche Gedanken bewegen mich während der Diktatpausen. Gestern war der Direktor abwesend, so gibt es jetzt eine Menge Briefe, Mitteilungen, Bewilligungen, Befehle usw. zu schreiben. Also eine rechte Privatsekretärsarbeit eigentlich. Nur geht es hier nicht um Waren, sondern um Menschen, um Menschen, mit all ihren Gebrechen und Nöten.

Ein solcher Mensch bin ja auch ich, ebenso jener, dem ich jetzt mitzuteilen habe, er erhalte dann am Montagmorgen noch den während der Direktions-Audienz am

Donnerstag versprochenen Wellensittich, denn er, der Direktor, müsse dann schnell in die Stadt fahren und werde bei dieser Gelegenheit einen mitbringen — wobei ich erst viel später erfahren habe, dass der Direktor diesen aus der eigenen Tasche bezahlt hat! Auch das gibt es noch.

«Ich hoffe nun fest», wird mir diktiert, «dass Sie den morgigen Sonntag in Ruhe verbringen, und wünsche Ihnen noch recht viele solche Sonntage», und mit einem Unterton von Humor, «auch draussen dann in der Freiheit.»

Dieser Insasse, der noch zwei Jahre zu verbüssen hat, versuchte am letzten Sonntag einen ernsthaften *Selbstmordversuch*. Am Morgen früh um sechs Uhr beim ersten Zellaufschliessen sprang er mit instinktiv vorgestreckten Händen über das Geländer hinunter in das Erdgeschoss und landete zum Glück nach einigen Metern Fall auf einem sonst nicht daliegenden Weidenbündel. Bewusstlos wurde er ins Krankenzimmer verbracht. Nun ist er wieder in der Zelle. Nur einige Schürfungen zeugen noch vom Hechtsprung. Aber innerlich hatte es mehr als nur einige Schürfungen abgesetzt, bis es so weit war.

Er habe, so polterte er früher in der Zelle, dieses sogenannte Leben nun einmal bis obenhinaus satt. Es sei völlig sinnlos, zwecklos, man sei ja doch nur eine Art Paket, das jedermann nach Wunsch und Laune hin- und herschieben dürfe, mehr nicht.

In einem solchen Depressionszustand wollte er dann seinem Leben ein Ende setzen.

Jetzt, nach dem Hechtsprung und nachdem er mit dem Direktor und Pfarrer gesprochen hatte, ist er ruhiger geworden und stürzt sich mit Feuereifer auf das Papiersäcke-Falzen; zwischenhinein springt er auf und dreht am Radioknopf, und erklärt den ihn besuchenden Aufsehern, dass jetzt, nachdem er die Bewilligung zum Radiohören auch tagsüber habe, einfach nichts Rechtes zu hören sei.

Wenn man von der blossen Paragraphensicht aus den Fall betrachtet, dürfte diese Kurzschlusshandlung die Folge einer nicht verarbeiteten Gemütsdepression sein. Menschlich gesehen — und der Direktor weist jeweilen in seinen Vorträgen, aber auch bei den Sitzungen des Personals, darauf hin, dass im Mittelpunkt des Strafvollzugs ein Mensch stehe und nicht eine Nummer — also menschlich und von der Seite eines Mitkameraden aus gesehen, steht hier auch ein Unglücklicher, der durch eigene und vielleicht auch fremde Mitschuld sich gegen das Gesetz vergangen hat und nun hier ein Robinson-Leben führen muss. Denn was ist das Gefangensein anderes als eine Art Robinsonade? Auch trotz der gegen Ende der Strafzeit bewilligten Vergünstigungen?

Gewiss, wir haben gefehlt, manche mehr, manche weniger; trotzdem sind wir noch Menschen, mit allen Aengsten von solchen belastet und auch noch von Hoffnungen beseelt. Ja, wenn die Hoffnung nicht wäre! Nicht auszudenken!

Denn erst ein Mensch ohne Hoffnung ist kein Mensch mehr.

Und dann all diese Aengste: die Angst um die Familie, die schleichende Angst, ob die Frau wohl früher oder später auf Scheidung klagen werde, die Angst vor den dräuenden Zahlungsschwierigkeiten und Demütigungen nach der Entlassung, die Angst vor der Einsamkeit der Zelle, vor der Schlaflosigkeit, vor Missverständnis-

sen aller Art und dem Glauben, nicht verstanden zu werden; dann gibt es noch eine geradezu lächerliche Angst, krank zu werden, und ist man einmal tatsächlich krank, dann glaubt man auch schon dem Tode nahe zu sein, auch gibt es eine tragikomische Angst vor dem Altern — und eine Angst vor der eigenen Schwäche und Haltlosigkeit.

Oefters besuche ich einen älteren Insassen, einen Ingenieur, der die automatische Kuvertmaschine bedient. Die Arbeit gefällt ihm. Aber immer wieder fragt er mich, ob es noch keine Amnestie gäbe, und dann, direkt oder indirekt, ob er «nicht noch jung aussehe?» Er fühle sich eigentlich trotz seiner mehr als 60 Jahre noch «im besten Alter». Ich stimme ihm stets zu, obwohl die Wirklichkeit ganz anders aussieht. Er hat nämlich eine noch junge Frau, die sich jetzt dann scheiden lassen will...

Das sind Gespenster, mit denen wir es zu tun haben. Ein jeder von uns. Hinter einem noch so fröhlichen Gesicht, hinter einer noch so kalt berechnenden Maske lauert mindestens eines dieser Gespenster. Und es ist so real wie nur irgend etwas. So real, wie dieser Bleistift da, den ich jetzt spielerisch in den Fingern drehe, während der Direktor, hin- und hergehend, sich überlegt, wie er den Schlusssatz einer Vernehmlassung zum Gesuch um eine bedingte Entlassung formulieren soll. Es ist inzwischen spät geworden, fast zehn Uhr. Der Mond blickt durch die Fenster und wirft jetzt in den Zellen meiner Kameraden das Gitterkreuz auf die gegenüberliegende Wand. Momentan ist nur das Hin und Her des Direktors zu hören, sonst nichts. Nichts von den 350 Schläfern in den 350 Zellen, gar nichts. Diese Stille und Einsamkeit, und dieses mit dem Mond wandernde Schattenkreuz in den Zellen, sind es nicht die eigentlichen Symbole unseres Hierseins? Ja, des Menschseins überhaupt?

Hier wird mein Spintisieren vom Direktor unterbrochen: «Was, schon so spät, dann machen wir montags weiter, aufhören, aufhören, ins Bett.»

Nun wünsche ich dem Herrn Direktor noch eine gute Nacht und begeben mich in das Zellengebäude, wobei ich mich noch eines kürzlich passierten komischen Falles erinnere.

Ein Insasse fragte auf einem Zettel den Direktor an, ob er jeden Tag einmal auf den Zellentisch steigen und «dort oben in der frischen Luft» einige Atemzüge machen dürfe. Der Zettel aber blieb im Oberaufseherbüro liegen.

So stieg unser Insasse denn jeden Tag mindestens einmal auf den Klapptisch und machte dort seine Atem- und Freiübungen in der Meinung, der Direktor wisse es ja, bis — ja eben, bis der Tisch in den Scharnieren nachgab und der Turner etwas unsanft auf dem Sandsteinboden landete und sich die Hand verletzte. Jetzt ist er zum täglichen Turnen befohlen worden und braucht nicht mehr seine Freiübungen auf dem Klapp- und Esstisch zu machen. «Ja, Sache git's»

Nun stehe ich im schweigenden Gang des ersten Stockwerks vor meiner Zelle, kehre mein an der Tür hängendes Nummernschild mit der Nummer 337 nach ausen, damit das Personal sehen kann, dass ich in der Zelle bin, und lasse die schwere eisenbeschlagene Zellentüre langsam und möglichst leise ins Schloss schnappen und bin wieder ein Gefangener wie jeder andere Schläfer auch.